

# Trewula

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [21]

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587697>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Edouard Vallat, Genf.

Begräbnis in den Bergen. Rablerung, 1913.

## Wende

O Welt, es suchst dein Sommertag  
Nun müd des Abends Ruh.  
Herbstnebel hüllten Hang und Hag  
Heut über Nacht tief zu.

Wie alles nun sich wenden will,  
Geht leis verhärmt den Gang,  
Du selber wirst so abendstill,  
Wie ist der Weg so lang...

Weiß spinnt der Gram durch Busch und Hag,  
All Ding suchst seine Ruh,  
Weil sommermüd der Sommertag  
Leis stirbt dem Herbste zu.

William Wolfensberger, Zürich.

## Trewula.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

V.

König Richmut saß im Thronsaale. Er empfing Boten und hielt Gericht. Sechs Edelknaben hockten auf den Stufen, die zu dem Throne aus Elfenbein führten, auf dem Richmut saß, je drei zu jeder Seite. Neben dem König stand der greise Kanzler in schwarzsamtnem Talar, und viele Ritter und schöne Frauen schlossen sich an. Eine Stunde schon dauerte das Hin und Her der Menschen, die Gewähr hatten, vor den König zu treten.

Da waren die Bürgergesandten einer Stadt, der Richmut das Denkmal eines berühmten Sohnes und großen Dichters geschenkt hatte.

Der Führer eines Fähnleins kam, um die goldene Kette zu empfangen, die der König ihm zum Lohn für eine Heldentat verliehen.

„Weißt du, wie wir Seite an Seite stritten in der Schlacht am toten Berge?“ sagte Richmut zu ihm, und sein müder Blick loderte auf.

Eine Schar von Bauern kam, deren Felder von schweren Wettern zerschlagen worden. Sie baten um Erlaß der Abgaben.

König Richmut sah den Kanzler an. Der schüttelte den klugen feinen Kopf und sprach, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei, daß Tausende mit derselben Ursache dieselbe Bitte äußern würden, daß aber der Staatschatz zu arm sei, allen zu willfahren. Da winkte der König seinem Schatzmeister und hieß aus dem Gute der Krone den Bittenden die Steuer ersetzen.

Mit tränenden Augen warfen die Leute sich zu des Herrschers Füßen. Durch die Menge des Gefolges aber ging ein Murmeln des Beifalls.

Weiter ging die Tagung. Zwei Nachbarn kamen, die in jahrelangem Streit standen. Ein Weib trat heran, dem der Mann entlaufen, es mit den Kindern im Elend lassend. Ein Gelehrter

wurde hereingeführt, der eine Entdeckung dem Könige zu erklären wünschte.

Richmut saß in feinen Stuhl zurückgelehnt. Sein Gesicht war weiß wie die marmorene Diele des Saales; aber kohlschwarz umrahmte sein Haar das Antlitz, und das Aufsprühen seiner Blicke verriet die Arbeit der Gedanken, die hinter seiner blassen Stirne ging.

Er entschied in dem Streite der beiden Feinde mit einem scharfen Wort. Er gab Befehl, den entflohenen Mann zu suchen und zu fangen und ihn in schwerer Fesselarbeit das verdienen zu lassen, was den Seinen nottat. Er hörte den Gelehrten und sprach manchmal zwischen seine Erklärungen hinein, sodaß der andere erstaunt aufhorchte, wie viel der Herrscher von dem wußte, was er sein ureigenes Gebiet geglaubt. In allem, was an diesem Morgen geschah, war König Richmut nicht nur der erste an Macht, sondern auch an Klarheit und Schärfe des Geistes.

Endlich war die Reihe der Gehörsuchenden erschöpft, und Richmut wendete sich lächelnd an sein Gefolge. „Das war ein Stück Arbeit,“ sagte er.

Sie aber umdrängten ihn. Die Höflinge rühmten, wieviel er in diesen wenigen Stunden entschieden und verfügt. Einer pries seine Weisheit, ein anderer seinen sicheren Blick, ein dritter seine Güte. Er schmiegte sich tiefer in seinen Stuhl. Es war eine leise Trunkenheit an ihm. Er sog ihre Worte ein, hielt die Augen halb geschlossen und lächelte. Eine schöne Frau in fürstlichen Gewändern war neben feinen Stuhl getreten, und wie im Traum streichelte er die weiße Hand, die sie auf die Lehne seines Stuhles legte.

„Erbittet Euch eine Gnade, Gräfin,“ flüsterte er, „ich bin in der Laune, Euch wohlzutun.“

Da bog die Frau sich tiefer über den Stuhl und raunte so leise, daß nur er es hörte: „Ich weiß nicht, was ich noch erbitten soll, da mein König mir seine Liebe schenkte.“

In ihrem Rücken ging ein Zischeln, und manche unter dem Gefolge tauschten heimliche Blicke.

Der König erhob sich und schickte sich an, den Saal zu verlassen. Aber als er durch den Säulengang, auf den die Tür führte, nach seinen Gemächern schritt, begegnete ihm ein junges blondes Edelfräulein. Das neigte sich tief; aber obwohl ihr Antlitz zur Erde gewendet war, sah er, daß sie holde Züge hatte.

„Wer ist diese?“ fragte er einen seiner Begleiter und stand einen Augenblick stille.

„Gertrudis, eine von den Frauen der Königin,“ erwiderte der Gefragte.

In diesem Augenblick sah Gertrudis auf, und ihr Blick streifte den des Königs. Wie ein Schauer durchfloß es ihre schlanke Gestalt, und sie wendete sich hastig ab, wie wenn sie sich auf einer Sünde ertappt hätte, und doch mußte sie sich zwingen, nicht noch einmal zurückzuschauen, während sie sich entfernte.

König Richmut lächelte. Dann setzte er seinen Weg fort.

Gertrudis, die Jungfrau, indessen bog an der

Türe des Prunksaales vorüber nach den Gemächern Trewulas, der Königin.

Die Herrin saß allein am Fenster, als sie eintrat. Sie trug ein Gewand aus dunkelm Samt. Ein Spiegel lag auf einem Tische im Bereich ihrer Hand. Der hatte Trewula soeben gesagt, daß die weißen Fäden in ihrem Haar sich mehrten und daß an der Schläfe kleine Runzeln saßen. Nur ihre Stirn war weiß und glatt und klar.

Sie fragte die eintretende Jungfrau, ob die Tagung vorüber.

„Ja, Herrin,“ antwortete Gertrudis. Ihre schönen Augen waren heute scheu und vermieden Trewulas Blick.

„Hast du die Königin Mutter gesehen?“

„Sie war nicht im Saale, Herrin.“

Trewula schwieg und sah aus dem Fenster. Warum ließ König Richmut nicht wie sonst Mutter und Gemahl zu den festlichen Tagungen rufen? Schämte er sich ihrer?

Gertrudis wartete auf der Königin Befehl, ob sie gehen oder bleiben sollte.

Es dauerte lange, bis Trewula wieder sprach; sie hatte die Jungfrau vergessen. Eine Bewegung der Blondinen ließ sie endlich sich umsehen, und nun tat es ihr leid, daß sie die andere so ganz übersehen. „Setz dich, Kind,“ sprach sie gütig. „Ich vergaß, daß du noch hier warst.“

Gertrudis nahm auf einem Schemel Platz und griff nach einer Sticerei, die drüben lag.

Trewula betrachtete ihren blonden Scheitel.

„Wie alt bist du?“ fragte sie.

„Sechzehn Jahre, Herrin.“

„So war es fast zu früh, daß ich dich in meinen Dienst erhob?“

Gertrudis schlug die Augen auf. Dankbarkeit und heiße Freude leuchteten aus den blauen Tiefen. Sie kam und kniete vor Trewula. „Es war meine Sehnsucht, Herrin,“ sagte sie.

Trewula legte versonnen die Hand auf ihre Schulter. Dann fragte sie weiter: „Sahst du den König, als er vorhin aus dem Tagungssaale kam?“

Das Antlitz der Gertrudis entzündete sich jäh. „Ja, Herrin,“ antwortete sie mit leiserer Stimme. „Ich sah zum ersten Mal den König.“

Trewula hatte das tiefe Erröten bemerkt. Sie fragte nicht mehr. Sie hob ihre Linke zum Zeichen, daß Gertrudis aufstehen möge, und als die Jungfrau sich auf ihren Stuhl zurückbegab, blieb es lange still in der Kemenate.

Gertrudis hörte Schritte im Flur. Sie wendete das Haupt nach Trewula. Diese aber sah aus dem Fenster und hatte ihrer nicht acht.

Die starken Schritte näherten sich. Ein Geräusch war vor der Tür, als ob die beiden Pagen, die dort Wache hielten, eilig aus gewohnter Ruhe sich erheben. Wieder schlug das Blut heiß über Gertrudis' Gesicht. Sie wollte sprechen und schwieg dennoch und brachte endlich mit atemenger Stimme hervor: „Der König, Herrin.“

Der eine Page schlug schon weit die Tür zurück, und König Richmut trat ein.

Er warf einen Blick auf Gertrudis, als er an der sich verneigenden vorüberging. Dann küßte er Trewulas Hand und ließ sich neben ihr nieder. Er fragte flüchtig nach ihrem Befinden und nach dem Verweilen des Knaben. Zweimal wendete er sich halb um und sah nach dem Edelfräulein.

Trewula fühlte, daß seine Gedanken nur halb bei ihr waren.

„Ihr habt das Fräulein nicht lange in Euern Diensten, Königin?“ fragte er jetzt.

„Sie gefiel mir, und ich entnahm sie vor der Zeit der Schar der Gespielen.“

„Ihr habt eine gute Wahl getroffen,“ sagte der König.

Gertrudis stand verschüchtert in der Nähe eines Ausgangs nach den innern Gemächern.

Trewula sah, wie sie zitterte, und hatte Mitleid mit ihr. „Du magst gehen, Kind,“ sagte sie gütig.

Richmuts Augen folgten ihr, bis sie verschwunden war.

„Wozu kamst du, mein Gemahl?“ fragte Trewula. Nichts an ihr verriet Erregung. Sie sah nur mit ihren klaren Augen fest in Richmuts Gesicht.

Er kam mit seinen Gedanken weit her. Noch aber erhaschte er den Sinn ihrer Frage und sagte: „Das hast du mich nie gefragt!“

„Weil früher dein Besuch keine Seltenheit war,“ antwortete Trewula.

Richmut stand auf. Er war ungeduldig. „Die Mutter nörgelt — und nun — auch du. . .“

Immer noch ruhten ihre Augen auf ihm. Dann sagte sie mit einer Stimme, die voll sanften Wohlwollens war: „Denkst du noch an die Burg im Walde, mein König, wo du mich zu dir erhobst?“

„Gewiß,“ antwortete er ungeduldig, „wie sollte ich das vergessen?“ So verwöhnt war aber sein Ohr von Schmeichelei, so sehr hatten Ruhm und Erfolg ihn herzensteil gemacht, daß bittere Worte sich ihm auf die Zunge drängten. Du bist nicht mehr die, die du damals warst, Trewula, wollte er sagen. Du bist verblüht wie die Rose, die in der heißen Sonne allzurasch sich öffnet und vergeht. Dann schoß ein Groll auf. Er erinnerte sich, daß er ein Fischein gehört: Sie war eine Magd, die Königin. Eine gewöhnliche Magd! Das erschien ihm jetzt wie eine Schuld an ihr. Es redete in ihm: Du hast nicht wissen können, daß dein Weg zum Thron führen würde, sonst würdest du diese nicht an dich gekettet haben. Und er grollte ihr in diesem Augenblick, daß sie an seiner Seite war.

Sie war ihm ein Hemmschuh, eine Last, jetzt, da er gewöhnt war, schrankenlos zu wollen und zu wünschen.

„Auch ich vergesse nie,“ sprach Trewula in seine Gedanken hinein, „woher ich gekommen bin. Es steht mir nicht an, dein Tun und Lassen zu tadeln. Nur eines laß mich dir beichten, mein König: Vor meinen Augen war dein Bild untadelhaft, herrlich und groß. Nun aber geschieht es, daß dieses Bild sich verdüstert. Meine Schuld wohl ist es. Vielleicht verdunkeln Tränen meinen Blick. Vielleicht sind meine Augen schwach geworden, wie

mein Haar früh sich mit Weiß durchspinnet. Sollten sie aber dennoch recht haben, mein König, dann meine ich, solltest du es bedenken. Du stehst hoch über allen. Aber wie ein Stein im Meer kannst du nicht hindern, daß es zu deinen Füßen wogt und schäumt. Mir ist, ich höre ein Murren. Achte darauf. Aus dem Murren werden Stürme. Und vergiß nicht, mein König, daß das grollende Meer die Felsen überflutet, zu deren Füßen es sonst ruhig schläft!“

Richmut maß das Gemach mit zornigen Schritten. Er hatte sie ein paarmal unterbrechen wollen, aber irgend etwas zwang ihn immer wieder, sie zu Ende zu hören. Nun wollte er reden; aber der Grimm ersticke seine Worte, Grimm darüber, daß seine Seele ihr recht gab.

„Nörgeleien,“ rief er. „Wie die Mutter, so bist du! Ihr seid klein geblieben mit euern Gedanken. Ihr meßt mich nicht mit dem Maße, das mir zukommt.“

Sie legte ihre weiße Hand auf das Gesims des Fensters, an dem sie saß. „Mein Herr und König, ich messe dich mit dem Maße, das ich an meinen Herrgott lege,“ sagte sie. Ihre Stimme war wie der tiefe Ton einer schwingenden Saite.

Richmut hörte ihren Wohlklang nicht. Er warf die Schulter hoch, als wollte er sagen, daß er es satt habe, mit Weibern zu rechten. Dann ging er mit dröhnenden Schritten aus der Tür.

## VI.

König Richmut legte seinem Volke harte Steuern auf; denn er brauchte Geld für alle die Bauten, die er ihm schuf. Er brauchte auch Geld für die Pracht seines Hofhaltes. Zuweilen begann das Volk unzufrieden zu sein.

Der König warf sich in das Gewand eines Händlers und wanderte unerkannt durch die Straßen seiner Hauptstadt. Hunderten von Armen, die er auf diesen Reisen kennen lernte, tat er Gutes. Da waren im Volke wieder mehr derer, die rühmten, denn die murrten.

Dann kam eine große Tat des Königs. Er hatte einen mächtigen Nachbarn, mit dem er schon einmal in schwerem Kriege gemessen. Der sagte ihm abermals Fehde an. Unter Richmuts Volke jedoch ging die Antwort um, die der König jenem gesandt hatte. Vielleicht schmückten sie sie aus. Aber es wogte durch alle Städte und Dörfer wie eine Flut.

„Ich weiß,“ hatte Richmut dem andern entboten, „daß die Welt für uns beide nicht Raum hat. Doch was sollen die Völker bluten um des Ehrgeizes der Fürsten willen. Ich fordere dich zum Zweikampf. Und der Tod mag Frieden zwischen uns machen.“

Der andere war ein gewaltiger und starker Mann, vor dessen Schwert die Tapfersten erlagen. Er lachte und nahm die Aufforderung an. König Richmut erschlug ihn nach eines langen Streites schwerer Not.

Als der König von diesem Kampfe müde und wund nach Hause kam, jubelte das Volk und be-

reitete ihm Feste. Die Edelen des Hofes beugten sich tiefer vor ihm. Der Schmeichler wurden mehr. Die schönen Frauen lächelten ihm. Gertrudis, das Edelfräulein, wohnte in seinen Gemächern.

Der Rausch des Beifalles und der Bewunderung verflog. Abermals kamen Tage, da das Volk unter harten Abgaben seufzte. Und abermals kamen Zeiten murrender Unzufriedenheit. Die Lästerungen wurden emsig. In der Königsburg hoben sie an. In den Gassen der Hauptstadt zischelten sie weiter, und zuletzt war kaum ein Dorf und kein einsames Bauerngehöft mehr, wo sie nicht geiferten. „Der König liegt in den Banden fremder Frauen,“ erzählten sie. „Seine Mutter und sein Gemahl aber hält er wie Gefangene.“

Das war das erste, was sich von Mund zu Mund redete.

Eines Tages hieß es, im tiefsten Burgverließ schmachte ein greiser Mann, der einst Richmuts Lehrer gewesen, weil er gewagt hatte, den König zu tadeln.

Die Unzufriedenen im Lande taten dem bösen Gerede willig und weit die Ohren auf. Wer heimlich mit den Zähnen geknirscht hatte über des Königs Härte, der hütete die zürnende Zunge nicht mehr. Und wer leise des Königs Herrschucht mißbilligt hatte, der schrie jetzt laut und furchtlos wider ihn und seinen Wandel.

Einmal im Frühling kam die Kunde aus der Burg, daß die alte Königin im Sterben liege.

Trewula saß am Lager der Greisin und hörte ihre letzten Worte, die bitter waren und voll schneidenden Wehs. „Ich habe der Welt letzte Unbill erfahren,“ sagte die Sterbende. „Den Gemahl und zwei herrliche Söhne erschlug sie mir, den letzten aber verdarb sie, daß er sich selber erschlägt.“

Und in der grimmigsten Not des Todes warf die stolze Frau sich in den Rissen auf und fluchte dem Sohne und nannte Trewula schwach darum, daß sie jenen nicht schalt. Plötzlich jedoch und noch ehe ihr die Augen brachen, wurde ihr der Blick von einem übergroßen Staunen weit, während sie ihn auf Trewulas Antlitz heftete.

„Ich liebe ihn,“ antwortete ihr Trewula still. Ihre Augen begegneten denen der Sterbenden und senkten sich nicht. Auf ihrer Stirn lag ein seltsamer Glanz wie die Glorie auf dem Haupt einer Heiligen, und das „Ich liebe ihn“ klang, wie wenn sie sagte: „Ich liebe ihn mehr als du, Königin.“

Die Greisin hob beide Arme und streckte sie nach der andern aus. Sie wollte ihr Haupt an ihrer Brust bergen; denn ihr Herz schwoll ihr mächtig entgegen. Ihre Kraft versagte jedoch, und sie sank entsetzt in die Rissen.

Mit kühlen Fingern strich Trewula ihr über die Lider.

Der König kam und zuckte unter der Tür zusammen, als er die Tote sah. Er warf sich am Bette nieder und drückte sein Gesicht auf die Hand der Mutter. Als er nach einer Weile sich wieder erhob, war sein bleiches Antlitz ruhig und sein Auge trocken. Er sah Trewula nicht an und sprach nicht mit ihr.

Einem Diener, der ihm gefolgt war, gebot er, den Kanzler nach seinen Gemächern zu führen.

Bald, nachdem die Königin begraben war, hatte Trewula in ihrer Kemenate einen Besuch. Einer der mächtigsten Vasallen des Reiches kam, da der König verritten war, und suchte Gehör. Er war ein Mann so lang und stark wie eine Eiche, mit finsternen Zügen und wildem schwarzem Haar und Bart. Er hatte seltsame Augen, die von einer fast tückischen Klugheit blitzten. Sein Name war Andolf. Man sagte von ihm, daß er beim Sturz und Tod von Richmuts Vater und Brüdern die Hand im Spiel gehabt, aber niemand vermochte es ihm nachzuweisen. So stand er immer noch als Erster unter den Edeln. Aber Trewula hatte von ihrem Gemahl einmal das Wort gehört: „Andolfs Freundschaft ist glatt wie feiner Ton und zerbrechlich wie der, ich hüte keine so sorglich.“

Herzog Andolf war gerüstet und geschient, als er bei der Königin eintrat. Sein Panzer rasselte, und das breite Schwert klirrte, während er auf einen Wink Trewulas einen Schritt nähertrat. Sie wies ihm einen Stuhl; aber er blieb stehen, und sein Gesicht war starr wie das Eisen seiner Rüstung.

„Das Volk liebt dich, Königin,“ begann er.

Es war ein seltsamer Anfang und ebenso merkwürdig, wie er fortfuhr: „Es hat Vertrauen, daß das Kind, dem du das Leben gabst, mehr deines Geistes als dessen seines Vaters sei.“

Trewula erhob sich. „Ihr schmähst Euern König, Herzog Andolf?“ Und sie winkte zum Zeichen, daß er entlassen sei.

Aber der Herzog blieb. „Wenn ich dieses Gemach verlasse,“ sprach er, „so hat Richmut aufgehört, König zu sein.“

Trewulas Hand zuckte jäh nach dem Schläger, der ihre Pagen herbeirief; aber eine Bewegung Andolfs ließ sie zögern.

„Bedachtsam,“ mahnte der Herzog. „Alle Türen haben Wachen. Der König wird gefangen, sobald er in die Stadt zurückkehrt. Vielleicht verläßt er sie nicht mehr lebend.“

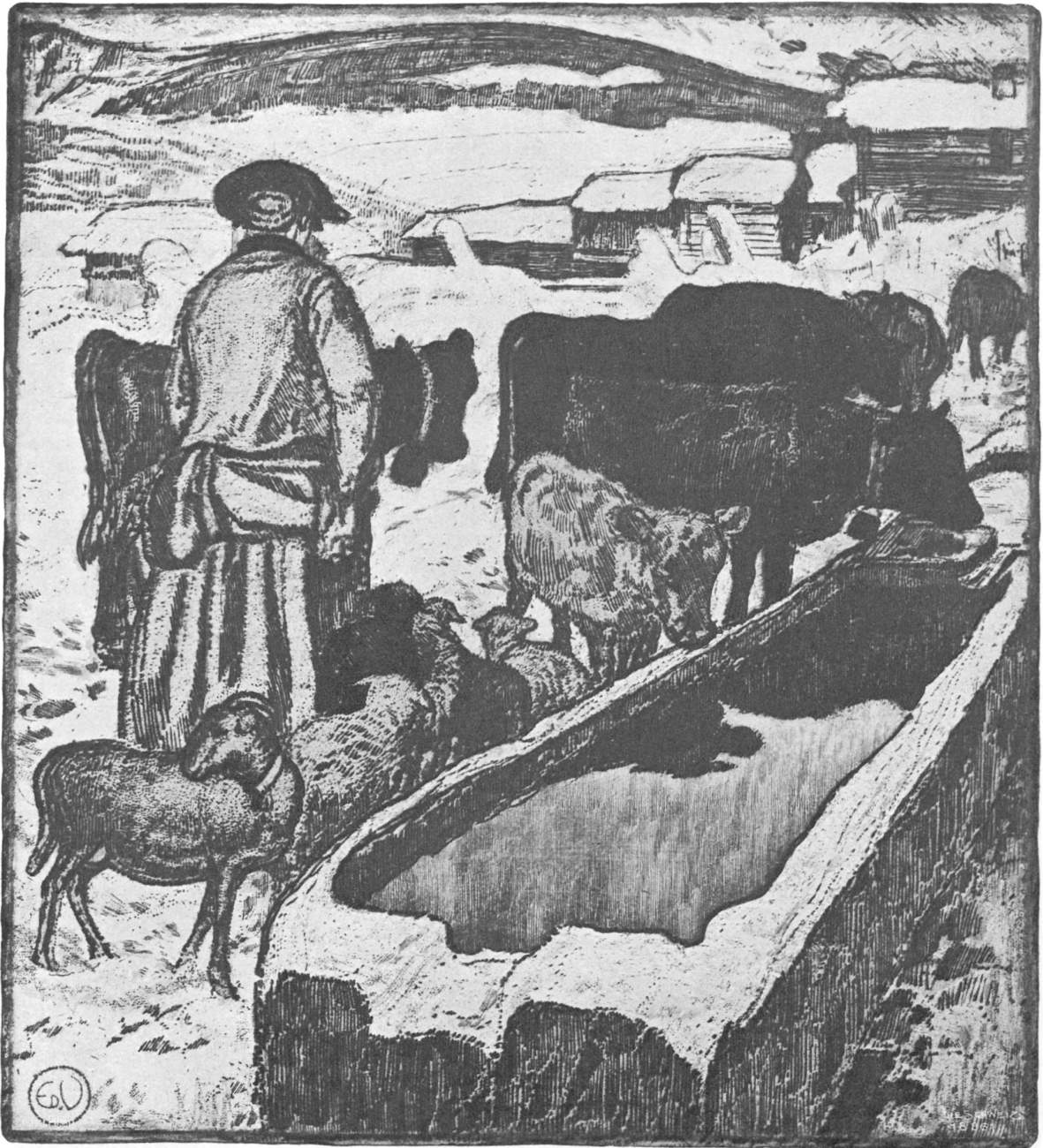
„Tiger,“ stieß Trewula hervor. Sie riß einen Dolch aus dem Gürtel und stürzte sich auf den gewappneten Mann.

Er stand wie ein Block, und seine Hand entwand ihr die Waffe. „Du kannst ihm nicht helfen, Königin,“ sagte er. „Und wozu solltest du? Er fühlt sich ein Gott, und seine Allmacht macht ihn trunken! Siehst du nicht, wie er sich seines Amtes übernahm, wie er das Volk drückte und wie er dir, hohe Frau, die Treue brach?“

„Darüber zu richten, steht keinem zu als mir,“ sagte Trewula. Der Herzog fuhr fort: „Als so selbstlos preißt dich das Volk! Höre meinen Auftrag. Richmuts Geschlecht soll weiter herrschen. Der Knabe Edel soll auf dem Thron seines Vaters sitzen und du zu seiner Seite, bis er mündig ist.“

Kein Ton in seiner Stimme änderte sich, ob er rühmte oder drohte. Sie klang wie Wildwasser, das verborgene Steine rollt, und seine Haltung war wie aus Erz.





Edouard Vallet, Genf.

An der Tränke.  
Radierung, 1913.

„Und König Richmut?“ fragte Trewula. Auch ihr Blick war wieder klar und still.

„Stirbt,“ antwortete der Herzog.

„Saget denen, die Euch gesandt, daß mein Leben mit dem des Königs erlischt,“ sagte Trewula.

„Und dein Sohn?“ fragte der andere.

„Ihm wird Gott helfen.“

„Du hast Pflicht an ihm.“

„Meine Pflicht an meinem Herrn und König ist älter.“

„Seltsame Frau,“ murmelte Herzog Andolf, und er neigte sich tief und verließ das Gemach.

Trewula rührte das Schallblech. Ihre Frauen kamen. Pagen traten ein. Man brachte Edel, den Knaben. Die Frauen zitterten, und die Pagen waren bleich. Sie erzählten von seltsamen Dingen, die in der Burg geschähen. Knechte würden gebunden abgeführt. Rupprecht, der Weidmann, der Treueste seines Königs, liege erschlagen.

Trewula hieß sie den Knaben hüten, küßte ihn auf die Stirn und verließ das Gemach. Als zwei Frauen sie geleiten wollten, winkte sie sie zurück. Raschen Schrittes durchmaß sie den Flur und stieg Treppen und Treppen nieder. Überall sah sie Bewaffnete und traf Diener mit bestürzten Mienen. Alle aber neigten sich vor ihr, und keiner hielt sie auf. Als sie dem Tor nahe war, das in den innersten Burghof hinausführte, kam von der andern Seite Gertrudis geeilt, die ihr einst Magd gewesen. Ihr blondes Haar flog ihr um die Schul-

tern, und in ihren blauen Augen stand das Entsetzen. Sie warf sich der Königin zu Füßen: „Hilf mir, sie werden mich töten.“

Trewula winkte einem Wächter und hieß ihn, die Verzweifelte in ihre Gemächer führen. Sie hob selbst sie auf und sagte: „Sei still. Ich werde dich schützen, solange ich es vermag.“

In diesem Augenblick erscholl Lärm in den äußeren Burghöfen, und Bewaffnete drangen herein. Sie kamen näher, und Trewula begegnete ihnen, als sie ins Freie des ersten Hofes trat. Es waren Edelleute, und der Herzog Andolf trat von einer andern Seite her unter sie. Sie hörte aus ihren erregten Worten, daß der Hinterhalt, den sie Richmut gelegt hatten, mißlungen und daß der König mit wenigen Getreuen entflohen war. Sie preßte beide Hände vor die Brust; es war das einzige Zeichen, daß sie erregt war.

Hochaufgerichtet lehnte sie an der Mauer.

„Die Königin,“ flüsterte ein Knecht. Dann sahen sie alle. Und sie standen in ehrfürchtiger Haltung, den finsternen Herzog an der Spitze, und selbst er hatte den Helm vom schwarzen Haar genommen.

„Wer ist jetzt Herr in diesem Lande?“ fragte sie.

Herzog Andolf trat vor und sagte: „Ich bin des Reiches Verweser, Herrin, bis dein Sohn mündig geworden.“

Sie wendete sich zum Gehen. „Ich erwarte Euch in meinen Gemächern, Herzog,“ sagte sie.

(Schluß folgt).

## Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

„So, jetzt ist der Nifener nicht mehr bloß Tagelöhner auf dem Laubenhofe, die Bäuerin hat ihn ganz zu ihrem Verwalter gemacht,“ wußte Jakob Manz eines Tages nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude zu berichten. „Alte Liebe rostet nicht, der Nifener hat in früheren Jahren schon einmal gewußt, wo die Brene Läubli daheim war. Nun wird der Alte die Stubenkammer bald räumen müssen, die Brene hat schon lang so hinten herum gegiftet, es stehe im Kaufbrief nur von einem ‚Winkel‘; eine Kammer mit drei Fenstern und ein Winkel seien allweg zweierlei.“

Auch von diesen Dingen verschwieg Pauli bei seinen Besuchen in Gräpnach wohlweislich das meiste. Aber Hermine bekam im Lauf des Winters von anderer Seite doch alles zu wissen. Und noch viel dazu. Die Brene sparte keine Mühe, dem unbequemen Hausgenossen das Leben zur Hölle zu machen. Und wenn Klaus Inzuben auch sichtlich darauf bedacht war, seine mißliche Lage vor den Leuten zu verheimlichen, so drang doch von den endlosen Reifereien und Zwistigkeiten im Hause zur Lauben soviel an die Deffentlichkeit und mit der Zeit auch an Herminens Ohr, daß diese vor Zorn und Kummer fast nicht wußte, wo aus noch ein. Klaus Inzuben mußte zusehen, wie der

Nifener, den die Brene in allen Dingen ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, auf seinem Rennwägelchen im Lande herumfuhr und sich, statt auf dem Hofe zu schaffen, noch eifriger seinem bisherigen zweifelhaften Beruf als sogenannter Treibhund der Güterhändler widmete. Er sagte nicht ein Wort dazu. Er wehrte sich auch nicht, als ihm die Brene eines Sonntagnachmittags seine Zigarren samt dem Kistchen auf die Straße hinauswarf mit der höhnischen Bemerkung, sie habe nicht im Sinn, sich von einem Amsonstkoßtgänger aus dem eigenen Hause hinausräuchern zu lassen. Ja, er brachte es über sich, nachher im Wirtshause über den „Spaß“ zu lachen und die Brene zu entschuldigen; sie habe halt so ihre Grillen, sie müßte auch kein Weibervolk sein. Dergleichen dürfe man nicht auf die hohe Achsel nehmen, wenn man im Haus den Frieden haben wolle.

Wenn Hermine von solchen Demütigungen hörte, kam immer eine starke Angst über sie. Sie wußte, daß es nicht lang so weitergehen konnte. Sie fing an, Pauli wegen des Gütchens in Neuwies zu drängen, sagte aber nichts von dem heimlichen Gedanken, der sie hierzu trieb. Das würde sich dann schon geben, dachte sie im stillen bei sich.

Es war ein Vorfrühlingstag, fast so hell und